

Geheimnisvolles Jemen : Impressionen einer Reise durch das republikanische Jemen

Autor(en): **Weyl, Brigitte**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **73 (1964)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEHEIMNISVOLLES JEMEN

Impressionen einer Reise durch das republikanische Jemen

Von Dr. Brigitte Weyl

Jahrzehntelang lebte das kleine jemenitische Volk — Bergbauern, Viehzüchter, Händler und wandernde Beduinenstämme zumeist — in völliger Abgeschlossenheit. Man wusste kaum etwas über das Land am Roten Meer, dessen Geschichte bis in das Jahr 2246 vor Christus zurückreicht. Seit im Spätherbst 1962 der Krieg zwischen Royalisten und Republikanern ausbrach, ist Jemen zu einem der Brennpunkte des Weltgeschehens geworden. Aus den umfangreichen Reiseberichten von Brigitte Weyl bringen wir verschiedene Auszüge. Brigitte Weyl hat den republikanischen Teil des Landes besucht. Das, was sie über das Land, seine Menschen, seine Sitten und Gebräuche erzählt, betrifft jedoch auch das royalistische Jemen.

Es gibt ein Land, in dem scheint die Welt für nahezu tausend Jahre stillgestanden zu sein: Jemen. Es zu besuchen, heisst eine Reise in die geheimnisumwobene Vergangenheit anzutreten, heisst zu sehen, wie sich eben die allerersten Wellen unserer Zivilisation an ihren Bastionen brechen.

Im Jahre 1953 lebten in Jemen rund dreissig Europäer. In den letzten Jahren stieg die Zahl stetig an und mag bei Ausbruch der Revolution fünfhundert erreicht haben, eine grosse Zahl sowjetischer Spezialisten eingeschlossen. Imam Achmed, der von 1948 bis 1962 regierte, hatte damit die Abgeschlossenheit seines Landes, die rund tausend Jahre gedauert hat, ein wenig gemindert.

Die spärlichen technischen Errungenschaften aber, die Achmed erlaubte, darunter den Bau einer Telegraphenlinie zwischen den wichtigsten Orten des Landes und eine Rundfunkstation, die ursprünglich nur religiöse Sendungen brachte, trugen entscheidend zum Sturz des Königtums im Herbst 1962 bei.

Ein Hauptziel der Revolutionsregierung ist es, die Isolation zu überwinden und Jemen in die moderne Zeit zu führen, ein Unterfangen, das man sich nicht schwierig genug vorstellen kann, da auf keinerlei Voraussetzungen aufgebaut werden kann. Jemen ist heute noch ein Stück lebendigen Mittelalters. Wer es besucht, fährt zurück in die Geschichte, in eine für uns längst versunkene Zeit.

Aber er tut das per Flugzeug, falls er den bequemsten Weg wählt. Freilich befördert ihn nicht eine Düsenmaschine mit Komfort und Stewardess, sondern ein ziemlich klappriger zweimotoriger Apparat, der einzige im Besitz der jemenitischen Fluggesellschaft, der zur Zeit meiner Reise funktioniert. Ein Norweger fliegt ihn. Drei andere Maschinen sind in Reparatur. Piloten für sie gibt es nicht.

Das Flugwesen in Jemen besteht erst seit wenigen Jahren. Es verbindet die drei grössten Orte des Landes, nämlich die beiden Hauptstädte Sanaa und Taiz und den Hafen Hodeida untereinander und mit Aden. Ohne das Flugzeug wäre der Fremde auf eine halbrecherische Piste von Aden nach Taiz angewiesen

oder auf einen Küstenfrachter von Aden nach Hodeida, sofern er nicht das landesübliche Transportmittel, das Kamel, benutzen will.

Die zweimotorige Maschine der jemenitischen Fluggesellschaft hat, von Aden kommend, nach einem Flug von fünfundvierzig Minuten die hohen Berge überwunden, die eine natürliche Grenze zwischen dem britischen Einflussgebiet im Süden der arabischen Halbinsel und Jemen bilden. Eine Ansammlung graubrauner Häuser, an einen Bergeshang gelehnt, taucht auf. Es ist Taiz, die zweite Hauptstadt Jemens.

In Jemen gibt es noch Wunder

Die Moschee in Taiz hat zwei grosse Kuppeln und rund zwanzig kleine. Sie strahlen in blendendem Weiss zwischen den kleinen graubraunen Häusern der Altstadt, die aus luftgetrockneten Lehmziegeln erbaut sind. Ein Minarett hat die Moschee nicht. Hat sie nicht mehr, muss man sagen; denn im Sommer 1962 stürzte der schlanke Turm eines Nachts auf den Vorplatz. Niemand wurde verletzt. Aber ein Raunen ging durch den Ort. Man erinnerte sich einer alten Sage. Das Minarett, so hiess es da, das seit Menschengedenken etwas schief stand, werde eines Tages umstürzen. Und dann werde es mit dem Königtum zu Ende gehen.

Im Herbst 1962, eine Woche nach dem Tode Imam Achmeds, wurde die Monarchie in Jemen durch eine Revolution junger Offiziere gestürzt, und es gelang Achmeds Nachfolger, dem geflüchteten Monarchen El Badr, bisher nicht, sein Land zurückzuerobern. Eine über tausendjährige Epoche ging zu Ende.

Ob Menschen beim Sturz des Minaretts die Hände im Spiel hatten? Es gilt neutralen Beobachtern als ausgesprochen unwahrscheinlich. Im Morgenland scheint es noch Wunder zu geben!

Die Monarchie in Jemen war mehr als ein Königtum, wie wir es in Europa kennen und kannten. Der König von Jemen war zugleich Imam, das heisst der geistliche Führer seines Volkes. Der erste Imam und König errichtete im Jahre 897 in Jemen sein Reich.

Er war wie alle späteren Imame ein Nachfolger Mohameds, des Propheten.

Und seit jener Zeit hat sich in Jemen herzlich wenig geändert, da die Imame eifrig darauf bedacht waren, keinen «Ungläubigen» in ihr Land zu lassen und ihre Bürger nicht hinaus. So glaubten sie ihrer religiösen Verpflichtung am besten gerecht zu werden. In den Jahren 1539 bis 1630 und 1872 bis 1918 war Jemen von den Türken besetzt. Man sieht es manchen Moscheen an, dass sie von türkischen Baumeistern errichtet wurden. Es gibt hier und da im Lande noch ein zerfallendes türkisches Fort, und in die Weisen der jemenitischen Militärmusik mischen sich türkische Klänge.

Einst war Jemen ein ungeheuer reiches Land. Die Karawanenstrassen von Europa nach Indien führten durch Jemen, und bevor im Altertum der Seeweg von Aegypten nach Indien entdeckt worden war, hatte Jemen praktisch ein Handelsmonopol auf die geschätzten Güter des fernen Orients. Die unermesslichen Reichtümer der Königin von Saba, die zu Salomos Zeiten Jemen beherrschte, sind aus der Bibel bekannt.

Heute aber ist das Land arm. Es lebt fast ausschliesslich von der Landwirtschaft. Dabei kommen ihm die Monsunregen zugute, die in seinen hohen Gebirgen niederschlagen. Die Berge steigen bis zu drei- und viertausend Metern an, und meist sind sie bis auf ihre höchsten Spitzen hinauf bestellt. Die jemenitischen Bauern kennen zwar keinen vernünftigen Pflug, keine Egge und keinen Dreschflegel, aber sie sind wahre Meister in der Anlage von Terrassenkulturen. So gelingt es ihnen, jeden Tropfen Wasser auszunutzen. Wenn man das Land überfliegt, wirkt es wie eine riesige Treppenanlage mit Millionen gewundener und verschlungener Stufen.

Welche Bodenschätze es in Jemen gibt, weiss niemand. Nie wurde der Boden richtig untersucht, und die Geschichte vom angeblichen Oelreichtum Jemens, die einmal die Runde machte, ist eine Fabel. Industrien gibt es nicht. Mit dem Handwerk steht es schlecht, seit vor mehr als zehn Jahren die rund 50 000 jemenitischen Juden nach Israel auswanderten. Sie hatten die geschicktesten Handwerker gestellt.

Das Land hat, Schätzungen zufolge, fünf Millionen Einwohner, von denen hundert Akademiker sein mögen. Diese erwarben ihre Hochschulbildung im Ausland, denn in Jemen gibt es keine Universität mit modernem Programm. Von geistlichen Institutionen abgesehen, die auch die Rechtslehre des Korans vermitteln, ist der Bildungshungrige auf die drei sogenannten Mittelschulen angewiesen, die etwa europäisches Volksschulniveau erreichen und sechshundert Schüler ausbilden können.

Das heisst aber nicht, dass die Jemeniten alle Analphabeten wären. Nein, Lesen und Schreiben können die Buben in den meisten Dörfern in einer Koranschule lernen. Der Koran, das heilige Buch der Mohammedaner, wird dort gelesen, abgeschrieben, auswendig gelernt. Man schätzt, dass in Jemen etwa achtzig Prozent der erwachsenen männlichen Bevölkerung der Schrift kundig sind. Mädchen und Frauen,

die lesen und schreiben können, gibt es dagegen nur selten, da es der alten religiösen Auffassung widerspricht, sie dies zu lehren.

Es gibt in Jemen schätzungsweise fünfhundert — wenn nicht weniger — fahrbereite Kraftfahrzeuge. Es gibt zwei Strassen, die diesen Namen verdienen. Es gibt vielleicht zweitausend Betten in primitiven Krankenhäusern, wo 70 000 gebraucht würden. Es gibt kein Papiergeld, man zahlt mit den in Wien geprägten Maria-Theresia-Talern von 1780 und mit lokalem Kleingeld. Es gibt kein Rad ausser an den eingeführten Fahrzeugen. Es gibt schlechten Strom an den grössten Plätzen des Landes, aber nirgends eine einwandfreie Wasserversorgung.

Die Liste dessen, was es nicht gibt, liesse sich ins Endlose vermehren, und es müssten auf ihr lauter Dinge stehen, deren Nichtvorhandensein wir uns in unserem Leben überhaupt nicht mehr vorstellen können. Zum Beispiel fehlt auch jegliche Statistik, so dass man überall auf Schätzungen angewiesen ist.

Das ist die Erbschaft, die die Revolutionsregierung angetreten hat, die heute grosse Teile des Landes beherrscht und stark unter ägyptischem Einfluss steht. Sie ist gewillt, ihr Land aus dem Mittelalter in die Neuzeit zu führen. Aber die Schwierigkeiten sind unermesslich, da es praktisch an allem und jedem fehlt. Wie soll man zum Beispiel auch nur kleinere Industrien aufbauen, wenn es im Lande kaum jemanden gibt, der solche jemals gesehen hat? Wie überhaupt soll man den Willen der Regierung durchsetzen, wenn es keine Verwaltung gibt?

Die Imame hatten ohne eine solche regiert. Sie entschieden alles selbst. Kein Fremder konnte ohne ihre Unterschrift das Land betreten und angeblich kein Fässchen Tinte für eine Schule ohne ihre Erlaubnis besorgt werden. Zur Ausführung ihrer Befehle stützten sie sich auf Emire und Scheichs, denen gewisse Regionen oder Stämme unterstanden. Und diese Würdenträger machten sie sich dadurch gefügig, dass sie je einen ihrer Söhne als Geisel auf einer Burg hoch über Taiz erziehen liessen. Den Buben ging es gut, solange der Vater sich wunschgemäss benahm! Und der Vater pflegte die Macht des Imam zu fürchten, denn wenn dieser wollte, rollten die Köpfe. Eines Gerichtes bedurfte es dazu nicht. Eines Grundes, wie man sich erzählt, auch nicht.

Nur der letzte Imam, El Badr, machte eine Ausnahme. Auf weiten Auslandsreisen hatte er das moderne Leben kennengelernt und war gewillt, in seinem Land Reformen einzuführen. Er hat das kurz nach seinem Regierungsantritt öffentlich mitgeteilt, und Europäer, die ihn kennen, sind von der Aufrichtigkeit seiner Absichten überzeugt.

Aber El Badr hatte nur acht Tage Zeit zum Regieren, dann gingen in Sanaa die Geschütze los, die seinen Palast beschädigten und ihn zur Flucht trieben. Hätte man nicht vergessen, die Granaten scharf zu machen, wäre El Badr vermutlich unter den Trümmern seines Palastes getötet worden.



Taiz, die zweite Hauptstadt Jemens, liegt am Fusse hoher Berge. In strahlendem Weiss heben sich die Kuppeln der Moschee von den kleinen Häusern der Altstadt ab. Zeichnungen: Margarete Lipps

«Wollen Sie mitkommen zu einem jemenitischen Festessen?» Ein deutscher Arzt am Krankenhaus von Taiz fragt mich verheissungsvoll. Ob ich will? Natürlich will ich. Die Gelegenheit, jemenitische Sitten und Lebensweise näher kennenzulernen, scheint mir verlockend. Der Arzt ist von den Pflegern des Spitals eingeladen worden, und es steht ihm frei, Gäste mitzubringen.

Vor dem Essen besichtigen wir das Spital. Obwohl das Gebäude noch nicht lange steht, gleicht es äusserlich eher einer alten Burg als einem Krankenhaus. Die Bauweise ist seit Jahrhunderten die gleiche, nicht nur, was den Stil angeht, sondern auch in ihrer technischen Unvollkommenheit. Lot und Wasserwaage zum Beispiel scheinen in Jemen unbekannte Dinge zu sein.

Die Verhältnisse wirken auf einen europäischen Besucher ziemlich trostlos, und dabei soll das Spital von Taiz das grösste und modernste im ganzen Lande sein. Es hat, so höre ich, rund siebenhundert Betten, und siebzehn Aerzte verschiedenster Nationalität arbeiten dort.

Wir schauen in die Krankenzimmer. Erfreulich sieht es dort nicht aus. Der Arzt zuckt die Achseln: «Wir haben kein ausgebildetes Personal. Seit die äthiopischen Krankenschwestern uns verlassen haben, weil politische Spannungen zwischen den Regierungen bestanden, habe ich auf meiner Station zum Beispiel niemanden, der lesen und schreiben kann. Wie wollen Sie da einen geordneten Betrieb durchführen?»

Im Operationssaal ist alles bescheiden, aber ordentlich und sauber. «Das Putzen überwache ich persönlich», erklärt der Arzt, «und in meiner Abwesenheit betritt niemand den Raum. Nur so besteht einigermaßen eine Gewähr für einwandfreie Arbeit. Die Instrumente sterilisiere ich alle selbst. Und falls Sie wissen wollen, wo? In einem englischen elektrischen Küchenherd aus Aden. Unser an sich recht schöner Sterilisator ist nämlich kaputt. Es dürfte zwar nur eine Kleinigkeit sein, aber Ersatzteile bekomme ich nicht, und es gäbe hier auch niemanden, der solch eine Reparatur auszuführen imstande wäre.»

Die vereinbarte Essenszeit naht. Wir steigen hinauf zum Stockwerk der Pfleger, wo das Mahl stattfinden soll. Auf den Treppenstufen muss man achtgeben, dass man sich nicht die Füsse bricht. Keine Stufe gleicht der anderen: Auch dies ist eine Spezialität jemenitischer Baumeister. Dagegen verstehen sie es meisterhaft, ihre Fenster mit hübschen Stukkornamenten und bunten Scheiben zu zieren.

Eine reich gedeckte Tafel erwartet uns oben. Das heisst, Tafel ist eigentlich falsch ausgedrückt. Vielmehr ist ein grosses, rotes Wachstuch am Boden ausgebreitet. Darauf stehen zahlreiche bunte Emailschüsseln mit den verschiedensten Gerichten. Am Kopfende des Tuches sind Kissen aufgetürmt. Das sind unsere Plätze. Die Pfleger hocken sich rund herum einfach auf ihre Fersen. Hierzulande gilt das als eine sehr bequeme Stellung. Die meisten unserer Gastgeber tragen

das landesübliche lange Hemd oder den Wickelrock, einen Turban und den Krummdolch im Gürtel.

Essteller gibt es nicht. Als Besteck dient grosses rundes Fladenbrot, dessen Stücke man pinzettenartig zwischen die Finger nimmt. Jeder greift zu, wo es ihm gefällt: Spaghetti, Hackfleisch in scharfer Sauce, Hammelragout, geschmorte Tomaten, ein pikanter Salat mit exotischen Kräutern gewürzt, ein Gemüse, dessen Art ich nicht ergründen kann, zweierlei Pfeffersaucen und andere Spezialitäten. Zum Nachtisch werden nochmals fünf Gerichte gereicht, unter denen gezuckerte, mit Zitronensaft beträufelte Popeiafrüchte besonders gut schmecken. Die Pfleger haben kleine Meisterstücke der Kochkunst vollbracht. Und sie strahlen, als wir ihnen dies sagen. Nur über Fragen der uns gewohnten Hygiene wollen wir uns an diesem Abend lieber keine allzu genauen Gedanken machen.

Sandstürme wehen über Mokka

Ein scharfer Sandsturm fegt über den kleinen jemenitischen Hafen Mokka hinweg. Die Körner brennen einem wie Feuer auf der Haut, und wenn man gegen den Wind gehen will, muss man ihm den Rücken bieten, denn im Gesicht hält man dieses Trommelfeuer nicht aus. Die wenigen Palmen neigen sich weit zur Erde nieder, und an den Häusern, dort, wo der Wind sich bricht, wachsen die Sandberge stetig.

Den Einwohnern von Mokka ist das nichts Neues. Seit achtzig oder hundert Jahren tobt hier an vielen, vielen Tagen des Jahres der Sturm und begräbt die Stadt langsam unter dem weissen Seesand, den er mitführt. Das ist so, seit der schützende Wald um Mokka herum verschwunden ist. Manche sagen, eine grosse Feuersbrunst habe ihn verzehrt, andere schieben das Unglück auf eine Sturmflut, die den Boden versalzen und dadurch die Bäume vernichtet habe.

Mokka stirbt seither einen langsamen qualvollen Tod. Die schönen alten Kaufmannshäuser, weiss getüncht und mit hübscher Stukkatur versehen, werden von Wind, Sand und Salz angefressen und stürzen zusammen. Binnen kurzem sind sie völlig verweht. Ein Sandhügel ist alles, was bleibt. Viele solcher Hügel sieht man rings um den Stadtkern liegen.

Früher war Mokka eine wohlhabende Stadt. Von hier aus wurden wertvolle Güter auf das Rote Meer verschifft, reisten nach Afrika oder Europa. Auch der einst berühmte jemenitische Kaffee wurde von hier aus exportiert. Und Mokka, so war es durch lange Zeit hindurch vorgeschrieben, durfte man nur einen Kaffee nennen, der einen bestimmten Prozentsatz jemenitischer Bohnen enthielt. Danach gäbe es heute so gut wie keinen Mokka mehr, denn der jemenitische Kaffee ist kaum noch exportwürdig. Er wächst zwar noch, aber die wenigsten Lagen werden gebührend gepflegt. Der Kaffeeanbau ist zurückgegangen zugunsten der Qatpflanze (*Catis edulis*), die in den gleichen Lagen gebaut wird, und deren grüne Blätter eine berausende Wirkung hervorrufen, wenn man sie kaut. Qat wird in Südarabien und Aethiopien sehr geschätzt

und hoch bezahlt. In Jemen kauen mittags ab zwei Uhr fast alle Männer, und hinter verschlossenen Türen auch viele Frauen, ihren Qat. Eine Tagesportion kostet, je nach Grösse, rund zwei bis vier Franken, was dem durchschnittlichen Tageslohn entspricht. Der Fremde fragt sich vergeblich, wovon die Qatkauer sonstige Bedürfnisse bestreiten.

Die Geheimnisse des Königreiches Saba

Der Hubschrauber der ägyptischen Armee dröhnt ohrenbetäubend. Für Personentransporte ist er eigentlich nicht gedacht, aber man kann es sich auf metallenen Klappbänken der Wand entlang doch einigermaßen bequem machen. Ich habe das Glück, neben einem der drei winzigen, kreisrunden, mit Plexiglas verschlossenen Gucklöcher zu sitzen. Draussen gleitet eine fremdartige, unwirtliche Landschaft vorbei: kahle, schroffe Berge, wasserlose Täler. Der Höhenmesser zeigt an die dreitausend Meter. Die Berggipfel ragen grossenteils höher auf. Dann, tiefer unter uns, schwarze und dunkelviolette Vulkankegel. Dutzende nebeneinander, in allen Grössen.

Wir fliegen nach Marib, dem Platz, der einst Hauptstadt des wohlhabenden Königreiches Saba war. Eine der Königinnen dieses Landes ist uns aus der Bibel als Zeitgenossin König Salomos bekannt. Und in Jemen lebt sie unter dem Namen Bilkis bis auf unsere Tage in der Tradition des Volkes fort.

In Sanaa hatten wir beim jemenitischen Aussenamt um die Erlaubnis nachgesucht, Marib besuchen zu dürfen. Wir, das waren zwei amerikanische Fernsehleute, ein deutscher Kollege und ich. Wie man uns sagte, hatten vor uns noch niemals Journalisten diesen Platz besuchen dürfen. Die Zahl der Ausländer, die bisher dort gewesen sind, wird auf dreissig geschätzt. Dreissig in zweihundert Jahren — was vorher war, ist nicht mehr nachzuprüfen.

Im Aussenamt hatte man unseren Wunsch zur Kenntnis genommen und an die ägyptische Armee weitergeleitet. Ihrer Hilfe bedurften wir zu dem Unternehmen, erstens, weil sie derzeit militärische Herrin von Marib ist, einem Platze, der im Kampf der republikanischen Jemeniten gegen die königstreuen Stämme eine wichtige Rolle spielte, und zweitens, weil nur die Aegypter über geeignete Transportmittel verfügten, um uns schnell und sicher reisen zu lassen...



Im Guckloch erscheint eine weite, gelbe Fläche: die Wüste. Hier im Osten grenzt Jemen an die grosse Wüste der Arabischen Halbinsel, an das sogenannte «Leere Viertel». Marib ist Wächter in der Oede. Früher war das anders. Früher grünte und blühte es hier, gab es herrliche Gärten und schattige Plätze. Nichts davon ist erhalten. Nur die Reste eines grossen Staudammes, der gegen das Jahr 600 nach Christus aus unbekanntem Gründen zerfiel, lassen ahnen, mit welcher Sorgfalt man einst die Gegend bewässerte.

Langsam senkt sich das Flugzeug. Unten erkennt man zahllose sandige Hügel, die mit Steinen übersät sind. Das sieht nicht nach natürlicher Bodenformation aus. In der Tat sind es alles Trümmerstätten, unter denen die Häuser der alten sabäischen Residenz liegen. Noch kein Gelehrter hat diese Hügel je ausgegraben. Nur am Platze zweier Tempel durfte im Winter 1951/52 eine kleine amerikanische Expedition für zwei Monate graben. Dann wurde sie des Landes verwiesen oder ergriff die Flucht, — darüber gehen die

Aussagen der Parteien auseinander. Ausser ihnen durften in den letzten 120 Jahren noch drei europäische und zwei arabische Gelehrte die Trümmerstätten ansehen. Ausgrabungen wurden jedoch verboten.

Wissen sie, wovon sie reden?

Vom Flugplatz, das heisst einfach einer ebenen, etwas festeren Stelle im weiten Sand, werden wir mit zwei Jeeps nach Marib gefahren. Das Dorf auf seinem Hügel mag einen oder zwei Kilometer entfernt liegen. Wir benötigen für die Strecke gute zwanzig Minuten — und dabei fahren die ägyptischen Chauffeure wie Artisten durch den tiefen Sand. Auf dem Rückweg, später, wird hier ein Lastwagen zusammenbrechen! Zur Anlage einer brauchbaren Piste hatte noch niemand Zeit.

Das erste, was wir aus dem Königreich Saba zu sehen bekommen, sind schönbehauene Steine. Sie dienen einem Imam zum Bau eines Forts. Auch die Dorf-

Schon früh gewöhnt man die kleinen Jemenitinnen daran, dass sie den Schleier tragen müssen. Noch dürfen sie ihr Gesicht unverhüllt zeigen, doch sobald sie erwachsen sind, fällt der Schleier über das Antlitz.



leute haben sich der alten Trümmer gern als Steinbruch bedient.

Kaum sind wir im Fort vom kommandierenden ägyptischen General und seinen Offizieren begrüsst worden und haben ein Glas süssen heissen Tee getrunken, da ertönt draussen wilder Kriegsgesang. Eine Schar flintentragender jemenitischer Krieger zieht ein, in wehenden Hemden, mit bunten Turbanen geschmückt, reich verzierte Patronengurte kreuzweise über die Brust geschlungen und im Gürtel den unvermeidlichen Krummdolch, der hierzulande die Würde des Mannes bezeichnet. Die Leute stammen aus der Umgebung und sind gekommen, den Aegyptern und damit der republikanischen Revolutionsregierung ihre Treue zu bekunden.

Ein Würdenträger hält eine blumenreiche Rede über den «bösen» Imam, «den Sohn einer Hündin, der das Volk rückständig gehalten und tyrannisiert» habe und über die fortschrittlichen Führer der Republik, die dem Lande alle nur denkbaren Segnungen bringen werden. «Es lebe die arabische jemenitische Republik, es lebe Präsident Abdullah Sallal, es lebe die hilfreiche ägyptische Nation, es lebe die Vereinigung aller Araber!», und jedesmal strecken sich die Hände der Krieger wie zum Schwur und stimmt der Chor in die Hochrufe ein. Ich frage mich im Stillen, ob sie eigentlich alle wissen, wovon sie sprechen?

Uns zu Ehren wird noch ein Dolchtanz aufgeführt, wobei der Krummdolch gefährlich über den Häuptern kreist, werden immer neue Lieder angestimmt, werden buntgezüimte Kamele bestiegen. Die Regie der Aegypter klappt entschieden gut.

Dann geht es hinaus in die Wüste zu den sabäischen Tempeln. Viereckige Steinsäulen ragen aus dem Sande auf, wo einst der sogenannte Awwam-Tempel stand, den die Leute im Ort auch als Palast der Bilkis bezeichnen. Man erkennt Mauern mit Scheinfenstern, eine Treppe. Die Anlage ist zu drei Vierteln eingesandet. Vor gut elf Jahren war sie bis zum Fussboden freigelegt. Inzwischen hat der Wüstenwind sein Werk wieder getan. Ein jemenitischer Krieger lehnt seine Flinte an einen Steinfeiler und beginnt mit der blossen Hand den Sand fortzuscharren. Weisses Gestein kommt zum Vorschein. Hier stand einst ein Brunnen, so werden wir belehrt.

Draussen, vor dem Palast genannten Tempel, liegen grosse Steintafeln. Fremde Schriftzeichen sind auf ihnen eingraviert. Sie wurden gedeutet und geben uns ein wenig Kenntnis von der vergangenen Welt. Wieviel aber liegt noch verborgen unter dem heissen gelben Sand?

So wird in Jemen Recht gesprochen

Freitagabend. Mohammedanischer Feiertag. Ich gehe allein durch Sanaa, Jemens Hauptstadt. Die engen Strassen sind unbeleuchtet. Nur an einigen Plätzen kämpfen einsame Glühbirnen gegen die Nacht. Zahllose Sterne funkeln am Himmel, schwaches Mondlicht spielt um die Zinnen der erstaunlich hohen Wohn-

häuser. Ja, Zinnen ist man versucht, den Zierat aus Ziegeln und Stukk zu nennen, der, weissgekalkt, die Fassaden der Häuser nach oben abschliesst. Auch die Fenster, rund und eckig im Wechsel, sind weiss verziert. Dazu die kunstvoll gemauerten, kleinen Harems-erker, aus denen die Frauen das Treiben auf den Strassen beobachten können, ohne selbst gesehen zu werden. Das Ganze wirkt wie eine perfekte Theaterkulisse zu einem orientalischen Bühnenmärchen.

Aber hier wird kein Märchen gespielt. Hier ist, was uns Mitteleuropäern längst vergangen und vergessen schien, noch lebendige Wirklichkeit — eine Wirklichkeit, in der fremd wirkt, was uns selbstverständlich ist. Fremd zum Beispiel die Lastkraftwagen der ägyptischen Armee, die bei Tage manchmal den Staub der ungepflasterten Strassen hochwirbeln. Fremd auch die Kofferradios, die in letzter Zeit in Jemen starke Verbreitung gefunden haben und von ihren Besitzern herumgetragen werden. Fremd natürlich auch die Ausländerin, die unverschleiert herumläuft.

Ein Klirren von Ketten reisst mich aus meinen Gedanken. Drei Gefangene trippeln durch die Gasse. Eisenketten, die ihnen um die Knöchel geschmiedet wurden, zwingen sie zu winzigen, hüpfenden Schritten. Was mögen sie verbrochen haben?

Recht wird in Jemen nach den Gesetzen des Korans gesprochen, und die Strafen wurden, mindestens bislang, auf mittelalterliche Weise vollstreckt. Wer nur in Ketten gelegt wurde, konnte eigentlich zufrieden sein. Dem Dieb dagegen wurde eine Hand abgeschlagen und der Stumpf in siedendes Oel getaucht. Infektionen scheinen dabei selten vorgekommen zu sein. Frauen, die nachweislich voreheliche Beziehungen hatten — und seien sie mit ihrem späteren Manne gewesen —, wurden öffentlich gesteinigt. Noch vor wenigen Jahren sind in Sanaa bei einer grossen Razzia jene Leute aufgespürt worden, die entgegen dem Gebot des Korans Wein in ihrem Hause hatten. Man zündete, so berichten europäische Beobachter, die Häuser an. Die schuldigen Weinfreunde wurden geteert und gefedert und der Lynchjustiz übergeben. Ausgenommen wurden dabei nur die wenigen Europäer und ihre Häuser, denn Ungläubige werden nicht dem Korangesetz unterworfen.

Mörder und politische Verschwörer wurden auf Befehl des Imam, des Königs und geistlichen Führers, öffentlich hingerichtet. Das war stets ein grosses Volksfest. Der Uebeltäter musste gefesselt niederknien. Dann führte der Scharfrichter einen Schwerttanz auf, den Knienden immer näher umkreisend. Falls die Sippe den Henker zuvor ausreichend bezahlt hatte, führte er den entsprechenden Streich schnell und sicher aus.

Der Strafvollzug soll nun humanisiert und auch das Recht soll modernen Grundsätzen angepasst werden. Viele Sparten müssen überhaupt erst eingeführt werden, da der Koran sich hierzu nicht äussert und Jemen in seiner tausendjährigen Abgeschlossenheit mit vielen Problemen noch nicht in Berührung gekommen ist...

Die Gefangenen in ihren Ketten sind verschwunden.

Aus einer Moschee dringt mir durch die offene Türe psalmodierend die Stimme des Vorbeters entgegen. Die Gläubigen knien, die Stirn ab und zu auf den Boden neigend, so wie es das Gebet verlangt. Irgendwo quietschen noch die Rollen eines Ziehbrunnens, auf dessen schiefer Ebene ein Kamel unentwegt auf und nieder tritt, um das Wasser zu fördern.

Markt in Sanaa

Die Kaufleute in Sanaa sind zufrieden. Seit Jahren hatten sie in ihren kleinen Löchern, die die Läden darstellen, nicht einen solchen Umsatz wie in den letzten Monaten. Ihre Käufer sind vor allem ägyptische Soldaten und sowjetische Techniker. Sowohl die Ägypter als auch die Russen finden hier Dinge, die sie zu Hause nicht erwerben können. Die Waren kommen von Aden, dem britischen Freihafen, mit Lastwagen, auf Küstenseglern, auf dem Rücken von Kamelen und manchmal auch per Flugzeug nach Jemen. Die jemenitischen Händler haben sich schnell auf den neuen Bedarf eingestellt, und wenn es sein muss, besorgen sie einem angeblich sogar ein Fernsehgerät. Bezahlt wird alles mit silbernen Maria-Theresia-Talern.

Sowjets und Ägypter spielen im militärischen Bereich des republikanischen Jemens eine grosse Rolle. Wieviele sowjetische Spezialisten derzeit im Lande sind, ist nicht genau herauszubekommen. Es dürften einige hundert sein. Man begegnet den blonden stämmigen jungen Männern allenthalben in den grösseren Städten. In Hodeida sind sie für das Funktionieren des von ihnen ausgebauten Hafens verantwortlich. Was sie sonst alles tun, liegt nur teilweise offen, dort nämlich, wo man sie als militärische Instruktoren antrifft.

Die Tätigkeit der Ägypter ist dagegen eindeutig: Präsident Nasser hat im letzten Herbst auf Wunsch Präsident Sallals ein Expeditionskorps geschickt, um der jemenitischen Revolution militärisch zum Erfolg zu helfen. Anfang Oktober 1962, kaum zwei Wochen nach dem Staatsstreich, betraten die ersten ägyptischen Soldaten jemenitischen Boden. Sie nennen sich hier allerdings ausdrücklich «Soldaten der Vereinigten Arabischen Republik». Ihnen hat Präsident Sallal es zu danken, dass der geflüchtete König und Imam mit den ihm ergebenden Stämmen bisher die Herrschaft in Jemen nicht wieder erringen konnte. Der Imam steht mit seinen Kräften im unwegsamen nördlichen Gebirge, während die Republikaner derzeit den Süden des Landes und insbesondere die grossen Städte kontrollieren.

Im Süden des Landes spürt man nicht viel von den kriegerischen Unruhen. Auf dem Markt in Sanaa herrscht wie auf allen übrigen Märkten geschäftiges Treiben. Bezahlt werden alle Waren mit den schweren silbernen Maria-Theresia-Talern.



Ueber fünfundzwanzig Jahre war Prinzessin Bedraldine von Jemen verheiratet. Ihren Ehemann aber hat sie niemals gesehen. Darüber wurde sie Witwe. Ihr Mann, der ehemalige König und Imam Achmed, starb im Herbst 1962.

Die Geschichte, so unglaublich sie klingt, ist nicht nur wahr, sondern sie beleuchtet auch etwas Typisches aus diesem, uns so geheimnisvollen Land, nämlich die Abgeschlossenheit, in der die jemenitische Frau, zumindest die Städterin, ihr Leben verbringt.

Bedraldine heiratete ihren Mann nicht aus Zuneigung, vielmehr wurde sie mit ihm verheiratet. Das ist in Jemen nicht ungewöhnlich, denn die Eltern pflegen hier die jungen Leute, die sich sehr oft vor der Hochzeit nie gesehen haben, füreinander zu bestimmen. Bedraldine hatte — von unseren Vorstellungen aus gesehen — dabei sogar ein besonderes Glück: Ihr Bräutigam nämlich hatte sie wenigstens schon einmal erspäht gehabt und sich in sie verliebt. Doch Achmed, damals Kronprinz Jemens, wurde durch Krieg und Krankheit gehindert, zur Hochzeit an den Wohnort seiner Liebsten, nach der Hauptstadt Sanaa, zu kommen. So wurde die Ehe in seiner Abwesenheit durch Vollmacht geschlossen.

Später wurde Achmeds Vater, Imam Yahia, ermordet — das war 1948 —, es gab in Sanaa den Versuch einer Revolution, und Achmed lehnte es fürderhin ab, die abtrünnige und von ihm bestrafte Hauptstadt je wieder zu betreten. Er residierte zeitlebens im Süden des Landes, in Taiz.

Was sollte nun mit Bedraldine geschehen? Wir hätten erwartet, dass sie zu ihrem Gatten führe. Aber in Jemen ist das anders. Eine Dame von hohem Stande reist dort im allgemeinen nicht. Bedraldine blieb also in Sanaa, und Achmed schrieb ihr von Taiz aus zärtliche Briefe. Für ihn dürfte die Angelegenheit übrigens weniger schwierig gewesen sein, da das muselmanische Recht dem Manne vier Ehefrauen gestattet.

Von diesem Recht können allerdings nur einigermaßen Begüterte Gebrauch machen, denn jede Frau muss standesgemäss versorgt werden, wobei keine bevorzugt werden darf. Sehr reiche Männer geben jeder ihrer Frauen ein eigenes Haus mit Dienstboten und verbringen die Nächte abwechselnd hier und dort. Damit sind Streitigkeiten zwischen den Frauen ziemlich ausgeschlossen. Problematisch wird es dagegen manchmal, wenn vier Frauen gemeinsam ein Haus führen müssen. Sie sind dann im Harem, in den Frauengemächern, ständig beisammen, denn jemenitische Städterinnen verlassen nur selten das Haus. Vielleicht müssen sie am öffentlichen Brunnen Wasser schöpfen, vielleicht besuchen sie einmal ein öffentliches Bad, vielleicht auch gehen sie zu einer Freundin um die Ecke. Das aber sind so ziemlich alle Gelegenheiten, da die Städterin sich in der Öffentlichkeit, das heisst auf der Strasse, zeigt — und stets nur tief verschleiert.

Wie geheimnisvolle fremde Vögel oder grosse Schmetterlinge huschen die Frauen dann durch die

Strassen, gänzlich versteckt unter einem langen Tuch, das sie sich über den Kopf ziehen, wie bei uns die Kinder ein Leintuch, wenn sie Gespenst spielen. Schon kleine Mädchen, ab sechs oder sieben Jahren, werden unter den Schleier gezwungen. Männern, ausser jenen der eigenen Familie, kommen sie somit nicht mehr zu Gesicht, denn sobald ein Fremder in ihr Haus zu Besuch kommt, verschwinden sie, wie die erwachsenen Frauen, eiligst im Harem, während Vater und Brüder den Gast empfangen.

Nur auf dem Lande, da ist es anders, da geniesst die Frau viel grössere Freiheiten. Die Bäuerin, die ihrem Manne stets auch draussen bei der Arbeit hilft, geht unverschleiert. Meist trägt sie schweren Silberschmuck — Armreifen, Fussreifen, Halsketten, Gürtel — ihr ganzes Vermögen. Das ist eine Vorsichtsmassnahme, denn sollte es einem jemenitischen Manne einfallen, sich von der Frau scheiden zu wollen, dann darf sie nur mitnehmen, was sie auf dem Leibe trägt. Und die Scheidung wird einem Manne nicht schwer gemacht. Er braucht seiner Frau nur eine bestimmte Scheidungsformel dreimal zu sagen, und der Fall ist erledigt.

Eine Schulbildung für Mädchen gibt es in Jemen praktisch nicht. In Sanaa wurden zwar zeitweilig in ganz kleinem Kreise einige Mädchen im Lesen und Schreiben unterwiesen, aber diese private Institution hatte so unter dem Widerstand der frommen Muselmanen zu leiden, dass sie, wie man hört, wieder geschlossen werden musste.

Es gibt auch so gut wie keine ausser Haus berufstätige Frau in Jemen. Die einzige, der ich begegnet bin, ist Cherifa, ein junges Mädchen, das im Spital von Taiz auf der Frauenabteilung Schwesterndienste tut. Lesen und Schreiben kann sie zwar auch nicht, aber sie hat gelernt, Spritzen zu geben. Sobald sie das Spital verlässt, fällt der tiefe Schleier über ihr Gesicht.

Hundertmal Frieden

«Allah ist gross — und Mohammed ist sein Prophet.»

Von fern klingt der melodiose Ruf des Muezzin über die schlafende Hauptstadt Sanaa. Es ist morgens vor fünf, und die Dämmerung ist noch kaum angebrochen. Gebetsrufer von den Türmen anderer Moscheen stimmen in den Ruf des ersten ein. Es ist, als wenn eine leise klingende Glocke über den Himmel gespannt wäre.

Nun werden die gläubigen Mohammedaner aufstehen, werden die vorgeschriebenen Körperreinigungen vornehmen, werden sich gen Mekka auf den Boden knien und ihr Morgengebet sprechen. Es wird sich kaum einer ausnehmen vom Gebet, denn in Jemen verläuft das Leben noch streng nach den religiösen Vorschriften.

Dabei gibt es allerdings zwei grosse Richtungen des mohammedanischen Glaubens in Jemen: die schafiitische und die zaiditische. Zur schafiitischen Richtung bekennen sich, wie ich höre, vor allem die einfachen Leute, und zwar besonders im Westen und Süden des

Landes. Dagegen sollen die Zaiditen, die bisher die herrschende Schicht bildeten, ihre grösste Anhängerschaft im Norden haben.

Die Zaiditen kennen einen mit fast göttlichen Gaben ausgestatteten Führer oder Imam, der immer ein Nachfahre des Propheten Mohammed sein muss. Diese Nachfahren des Propheten kann man als eine Art von Adel verstehen, dessen Angehörige den Titel Said tragen und durch eine besondere Form der Kopfbedeckung schon von weitem erkennbar sind. Ausserdem haben sie das Recht, ihren Krummdolch auf der rechten Seite zu tragen. Alle anderen Jemeniten tragen ihn in der Mitte des Gürtels vor dem Bauch.

Solch ein Said ist natürlich auch der jüngst vertriebene Herrscher Jemens, Imam El Badr, der jetzt von den unwegsamen nördlichen Gebirgen aus ver-

sucht, sein Land wieder zu erobern. Im Kampfe spielt die religiöse Frage durchaus eine Rolle, denn die Führer der jungen Republik sind Schafiiten und gehören zu den Sunniten, genau wie die überwiegende Mehrzahl der ihnen zur Seite stehenden Aegypter . . .

Am Tor des Aussenamtes sendet mir der Wachtposten in seinem malerischen herkömmlichen Gewand ein langgezogenes «Massalama» nach, «Hundertmal Frieden» heisst das.

Wie bedeutungsvoll ist dieser typisch arabische Abschiedsgruss hier in Jemen! Zwar merkt man im Süden des Landes gar nichts von den Kämpfen zwischen Königstreuen und Republikanern, aber dieser Kampf bindet Kräfte und ist teuer. Ehe er nicht so oder so entschieden ist, gibt es keine ruhige Entwicklung, die dem Lande so nötig wäre.

ORGANISATORISCHE PROBLEME DER BLUTBESCHAFFUNG

Von PD Dr. Alfred Hässig

Das moderne Blutspendewesen wurzelt in den Erkenntnissen der Kriegschirurgie des Zweiten Weltkrieges. Die Bluttransfusion, in den Vorkriegsjahren ein meist nur in seltenen Fällen geübter kleiner chirurgischer Eingriff, gehört heute zu den alltäglichen therapeutischen Massnahmen jeder chirurgischen und intern-medizinischen Tätigkeit.

Infolge dieser Entwicklung kann der Blutbedarf der Spitäler längst nicht mehr durch Ad-hoc-Spenden gedeckt werden. In allen Ländern ist die Aufgabe der Blutbeschaffung von staatlichen, privaten oder gemeinnützigen Organisationen übernommen worden.

Für die Blutbeschaffung kennt man derzeit drei Systeme: die bezahlte Spende, das sogenannte Banksystem und die unentgeltliche Spende.

Bei der *bezahlten Spende* erhält der Blutspender für seine Spende Bargeld. Durch die Bezahlung wird die Spendeorganisation von jeglicher Verpflichtung gegenüber dem Spender entbunden. Sie wird deswegen, sofern es sich um ein privates Unternehmen handelt, das Blut und die daraus hergestellten Produkte mit Gewinn an die Empfänger verkaufen. Diese Organisationsform hat folgende Nachteile: Das Blut und die daraus hergestellten Produkte werden ungebührlich verteuert; zahlreiche Spender verheimlichen übertragbare Krankheiten, wie zum Beispiel eine früher durchgemachte Gelbsucht, und lassen sich in zu kurzen Zeitabständen Blut abnehmen. Sie schliessen sich zu «Gewerkschaften» zusammen und fordern stets höhere Entlohnung. Die bezahlte Spende ist in allen

Entwicklungsländern, einigen Mittelmeerländern, den USA, Schweden und Norwegen weit verbreitet.

Beim sogenannten *Banksystem* wird die Spenderwerbung dem Blutempfänger auferlegt. Ist er nicht imstande, aus seiner Verwandtschaft oder seinem Freundeskreis Spender aufzurufen, die das ihm verabfolgte Blut ersetzen, so hat er das Blut teuer zu bezahlen. Dieses System ist nur wirksam in Ländern mit wenig ausgebauter Krankenversicherung (USA). Sobald die Behandlungskosten nicht vom Patienten selbst getragen werden, sondern von der Krankenbeziehungsweise Unfallversicherung übernommen werden, erlischt der finanzielle Anreiz zur Spenderwerbung.

Bei der *unentgeltlichen Spende* handelt es sich um einen Akt der Solidarität des Gesunden gegenüber seinem kranken Mitmenschen. Daher ist die Blutspendeorganisation verpflichtet, das Blut, die daraus hergestellten Produkte sowie sonstige Dienstleistungen dem Empfänger zu den Gestehungskosten zur Verfügung zu stellen. Mit unentgeltlich gespendetem Blut darf kein Wirtschaftsgewinn erzielt werden! Ein allfälliger Betriebsertrag darf ausschliesslich für den Weiterausbau der Blutspendeorganisation, nicht aber für blutspendefremde Zwecke verwendet werden! Die unentgeltliche Spende hat sich in den meisten westeuropäischen Ländern sowie in Kanada, Südafrika und Australien allgemein durchgesetzt. Zurzeit ist der Europarat bestrebt, dieses System in all seinen Mitgliedstaaten einzuführen, um dadurch den privaten kommerziellen Handel mit menschlichem Blut zu unterbinden.